

**Domprediger Stefan Scholpp**

13. Sonntag nach Trinitatis, 14. September 2025, 10 Uhr

Familienbande

Predigt zu Markus 3, 31-35

---

*<sup>31</sup> Es kamen Jesu Mutter und seine Brüder und standen draußen, schickten zu ihm und ließen ihn rufen. <sup>32</sup> Und das Volk saß um ihn. Und sie sprachen zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder und deine Schwestern draußen fragen nach dir. <sup>33</sup> Und er antwortete ihnen und sprach: Wer ist meine Mutter und meine Brüder? <sup>34</sup> Und er sah ringsum auf die, die um ihn im Kreise saßen, und sprach: Siehe, das ist meine Mutter und das sind meine Brüder! <sup>35</sup> Denn wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.*

I

Was für Familien-Verhältnisse! Er selbst – eine ungeplante, vor-eheliche Schwangerschaft. Sein Vater will seine Mutter sitzen lassen. Als Kind schon hat er seinen eigenen Kopf, treibt sich tageslang im Jerusalemer Tempel herum, während seine Eltern ihn verzweifelt suchen. Schließlich verlässt er sie ganz, um auf der Straße und von der Hand in den Mund zu leben. Als er, anlässlich einer Hochzeit, wieder einmal auf seine Mutter trifft, fährt er sie an: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“ Seine Herkunftsfamilie hält ihn für verrückt, verständlich. Er lässt sie draußen vor der Tür stehen, verständlich. Als er wieder einmal zuhause, in Nazareth, zu Besuch ist, nehmen sie ihn dort nicht ernst. Man kennt ja schließlich seine Eltern und Geschwister...  
Nein, eine Vorzeige-Familie ist Jesu Familie sicher nicht gewesen.

Eine Blaupause für Familienkritik allerdings auch nicht. Am Ende nämlich wird Blut doch dicker sein als Wasser. „Siehe, das ist dein Sohn; siehe, das ist deine Mutter.“ Ein familiärer Beziehungsstifter, bis zuletzt. Die seiner Predigt lauschen, erklärt er zu seiner Wahlverwandtschaft. Seinen Jüngerinnen und Jüngern gibt er sein kindliches Urvertrauen weiter: „Vater unser im Himmel“. Am intensivsten wird dieses Urvertrauen in der höchsten Not, in Gethsemane: „Abba, mein Vater!“

Für die Späteren wird Jesus so zum Sohn schlechthin, zum Davidssohn. Zum Menschensohn. Zum Gottessohn. In der Sprache des Glaubensbekenntnisses: Der Eingeborene, im Deutschen schillernd zwischen „der in Gottes Sphäre ursprünglich hineingeboren ist“ und, wörtlicher übersetzt, „der als einziger von Gott geborene“ – und nicht geschaffene – Sohn. Der Erstgeborene der Schöpfung wird schließlich Zum Erstgeborenen des Auferstehungslebens. Und „alle Menschen werden Brüder“ und Schwestern in ihm. Der große Traum der einen Menschheitsfamilie. Aber das Elysium hat seinen Preis. Einen Blutpreis. Sein Blut, das für die Vielen vergossen wird.

Markus, der diese zunächst verstörende Episode aus Jesu Familien-Leben überliefert, der erste und archaischste Erzähler der Jesus-Geschichte, ist zugleich auch der Familien-Abstinente der vier Evangelisten. Bei ihm gibt es keine Kindheitsgeschichten, kein Vaterunser, keine Mutter unterm Kreuz. Nur zwei familiäre Konfliktsituationen. Sie verstehen ihn nicht. Wie ihn auch seine Jünger oft nicht verstehen. Oder die Frommen, mit denen er permanent streitet. Und dieses Missverstehen im Markus-Evangelium hängt immer mit dem großen Geheimnis desselben Evangeliums zusammen: dem Geheimnis, dass dieser Jesus Gottes Sohn ist. Seine Familie versteht es nicht, weil er ja ihr Sohn und Bruder ist. Seine Jünger verstehen es nicht, weil der Sohn Gottes siegt, aber nicht leidet. Und seine theologischen Gesprächspartner verstehen nicht, dass Gott überhaupt einen Sohn haben könnte.

## II

Herkunftsfamilien prägen unsere Existenz. In kaum zu überschätzender Weise. In sie bin ich hineingeboren: an einem bestimmten Ort, in eine bestimmte Zeit, in bestimmte sozio-kulturelle Zusammenhänge. Meine Herkunftsfamilie prägt auch, welchem Glauben ich zugehöre, so, wie Ihr Eltern und Paten heute dafür Sorge getragen habt, dass Eure Kinder in die christliche Gemeinschaft gehören. In unseren Herkunftsfamilien geht es immer auch um die großen Fragen: wer bin ich, und woher stamme ich? Auf wen kann ich mich verlassen, und für wen bin ich da? Wohin gehe ich, und was wird von mir bleiben? Die Erfahrungen, die ich in meiner Herkunftsfamilie mache, nehme ich mit, mein ganzes Leben lang, und sie prägen meine Auseinandersetzung mit diesen großen Fragen. Immer.

Aber wehe, ich bleibe immer nur der Sohn einer Sekretärin und eines Immobilienmaklers. Das Scheidungskind, das den Vater kaum kennengelernt hat. Das Mittelschichtskind, das auf Erfolg im Leben getrimmt wurde. Aber auch von aufbauender Liebe umhüllt war, die – irgendwann – auch einengend wurde. Wehe, ich bleibe immer nur der, den meine Familie in mir sieht. Natürlich muss ich mich irgendwann lösen von meiner Herkunft. Selbst Verantwortung übernehmen für mein Leben, Denken und Fühlen. Wenn ich immer nur der bleibe, den die anderen in mir sehen, kann ich nicht der werden, den Gott in mir sieht. Das geht manchmal nicht ganz konfliktfrei zu mit unseren Herkunftsfamilien. Eure Kinder werden irgendwann Nein! sagen zu Euren Vorstellungen. So, wie Ihr vielleicht auch Nein! sagen müsst zu Lebensentscheidungen Eurer Kinder. Dieses Stadium der Lösung von der Herkunftsfamilie reflektieren die Familiengeschichten Jesu bei Markus. Wehe, Jesus wäre immer nur der Sohn des Zimmermanns und der Maria, der Bruder von Jakobus, Joses, Judas und Simon und von einer unbestimmten Anzahl von Schwestern – ihre Namen werden leider nicht überliefert – geblieben! Nie hätte er der werden können, den Gott in ihm sah! Ihr Eltern seid, wir Eltern sind also in bester Gesellschaft. Und ihr Kinder, wir Kinder auf dem Weg unseres Lebens auch.

Jesu Antwort auf die Fragen der Herkunftsfamilie ist universalistisch. Ja, sie bestimmt meine Zugehörigkeit – bis zu einem gewissen Grad. Aber meine Zugehörigkeit übersteigt die Grenzen einer Kleinfamilie, einer Großfamilie auch, übersteigt die Grenzen einer Kleinstadt und einer Nation. Jesus sagt es den Seinen immer wieder: Brüder und Schwestern und Mütter und Väter und Söhne und Töchter sind ihm die, die Gottes Willen tun. Sind ihm die, die verletzt, ausgegrenzt und marginalisiert sind. Sind ihm die, die keine Stimme haben und kein Ansehen. Jesu wahre Verwandte, so wird die Geschichte in der Lutherbibel überschrieben, Jesu wahre Verwandte sind alle Menschen. Er kann sich selbst, sein Leben und seine Sendung nicht verstehen ohne die anderen.

Gestern wurde bekannt, dass ein des Mordes am extrem rechten Aktivisten Charlie Kirk Verdächtiger in Utah festgenommen wurde. Dieses Attentat, aber auch die Art und Weise, in der die politische Rechte in den USA es für weitere Spaltung und Hetze instrumentalisieren, ist das genaue Gegenteil dessen, was Jesus von seinen Schwestern und Brüdern erwartet. Und wieder einmal war es die anglikanische Bischöfin von Washington DC, Mariann Edgar Budde, die auf den Punkt brachte, was der Wille Gottes ist, den zu tun Jesu wahre Verwandte aufgerufen sind. Ich zitiere:

„Heute trauern wir um Charlie Kirk. Er war ein Sohn, ein Vater, ein Ehemann, und nun finden sich seine Angehörigen in der Gemeinschaft von trauernden Amerikanern wieder, die die Grenzen von Herkunft und Zugehörigkeit überschreitet... Der Weg in die Zukunft kann nicht mit Verachtung oder Gewalt gepflastert sein, sondern nur mit der Erkenntnis, dass jedes Leben das Ebenbild Gottes ist. Wenn wir heute Charlie Kirk der Gnade Gottes anbefehlen, wollen wir auch uns der Aufgabe der Versöhnung verschreiben. Möge Gott seiner Familie und allen Trauernden Trost spenden und uns den Mut geben, einander nicht als Feinde, sondern als Kinder Gottes zu sehen.“<sup>1</sup>

Beispielhaft, wie ich finde. Beispielhaft auch für uns hier in Deutschland, für unsere politischen und gesellschaftlichen Auseinandersetzungen. Gerade, wenn sie hart sein müssen.

### III

Selbst Jesu Jüngerinnen und Jünger verstehen das nicht immer. Nicht nur, weil auch Christinnen und Christen Grenzen ziehen: Grenzen des angeblich Christlichen, Grenzen des angeblich Natürlichen, Grenzen der Solidarität und der Zugehörigkeit. Nein, sondern vor allem, weil sie – damals und heute – nicht verstehen, was das heißt: Jesus ist der Sohn Gottes. Der Sohn Gottes, meinen sie, diene nicht, sondern herrsche. Er sende nicht aus, sondern führe. Der Sohn Gottes, meinen sie, leide nicht, sondern triumphiere.

Was für ein Irrtum! Der Sohn Gottes herrscht durch Dienen. Der Sohn Gottes führt durch Senden. Der Sohn Gottes triumphiert durch Leiden.

Was für ein Geheimnis! Die Exegese des Markus-Evangeliums nennt es das „Messias-Geheimnis“<sup>2</sup>, und es bestimmt in weiten Teilen die Traditionen vom irdischen Handeln des Gottessohnes. Immer da, wo Jesu Tun und Reden Bewunderung, ja Begeisterung erwecken könnte, verbietet er, davon zu erzählen: seinen Jüngern, aber auch Dämonen und Menschen, die er von ihren Dämonen befreit hat.

Das Sohn-Sein des Sohnes Gottes vollendet sich im Bruder-Sein des Menschen Jesus. Und erfüllt sich in der Geschwisterlichkeit aller Menschen. Jesus lebt ganz aus diesem einen, allumfassenden Beziehungsgeschehen, das wir als Liebe Gottes umschreiben.

---

<sup>1</sup> “Today, we mourn for Charlie Kirk. He was a son, a father, a husband, and now his loved ones join the grieving community of Americans that spans across geography, political party, racial, gender, and economic divides. In 1964, Dr. King warned that “we must learn to live together as brothers or perish together as fools.” More than six decades later, his words remain a summons to our conscience. The way forward cannot be paved with contempt or violence, but with the recognition that every life bears the image of God. Today, as we commend Charlie Kirk to God’s mercy, let us also commend ourselves to the work of reconciliation. May God grant comfort to his family and all who mourn, and give us the courage to see one another not as enemies, but as fellow children of God.” Mariann Edgar Budde auf ihrem Instagram-Kanal, <https://www.instagram.com/mariannbudde/p/DOd7eHmk7Ax/>, zuletzt abgerufen am 13.09.2025.

<sup>2</sup> William Wrede: *Das Messiasgeheimnis in den Evangelien. Zugleich ein Beitrag zum Verständnis des Markusevangeliums*, Göttingen 1901.

Nun sind die Erfahrungen mit solchen familiären Zuschreibungen durchaus ambivalent. Gerade in der Kirche. Wenn mich jemand „Bruder“ nennt, werde ich skeptisch. In unserer Landeskirche reden einander so viele Pfarrerinnen und Pfarrer an, vom Bischof und der Pröpstin angefangen bis zur Kollegin, zum Kollegen vor Ort. Bruder Scholpp. Auch und gerade in Schreiben des Konsistoriums, wenn die Absenderin oder der Absender selbst ordiniert ist. Auch, wenn dieses Schreiben eine Anordnung der Hierarchie enthält. Bruder Stäblein. Ach, denke ich dann: Bruder, Schwester sind wir einander nicht, weil wir die Ordination gemeinsam haben. Bruder und Schwester werden wir einander, egal ob ordiniert oder nicht, wenn wir es einander zu-leben. Wenn unser Tun und Lassen bestimmt wird von dem unbedingten Liebeswillen Gottes. Wenn wir bereit sind, uns für den anderen zu riskieren. Und wenn unser Leben so ein Teil des großen Christus-Geschehens wird. Ich hoffe so sehr, dass Eure Kinder sich einst als Teil dieser großen Familie Gottes sehen können, ja – und dass sie vor allem die anderen, die, die nicht so sind wie sie, nicht so aussehen wie sie, nicht so lieben und denken und glauben wie sie, ebenfalls als Angehörige dieser großen Familie Gottes sehen können. Dann, und erst dann, sollten wir einander „Bruder“ und „Schwester“ nennen. Wer den anderen „Bruder“, wer die andere „Schwester“ nennt, muss bereit sein, für den anderen ein anderer zu werden.

#### IV

Das ist der Kern des christlichen Glaubens. Dass Gott einen Sohn hat. Schon Jesu zeitgenössischen theologischen Kritiker können das nicht fassen. Die entsprechende Anklage führt zu seiner Verurteilung als Gotteslästerer. In der Theologiegeschichte führte die Vorstellung der Gottessohnschaft Jesu immer wieder zu Auseinandersetzungen. Im interreligiösen Dialog ist sie nach wie vor das trennende Hindernis.

Wie kann der ewige Gott, der Raum und Zeit und alle Kategorien übersteigt, einen Sohn haben? Nun, diese Frage führt sozusagen von oben nach unten. So ist die Idee aber nicht entstanden.

Die Vorstellung, dass Jesus Gottes Sohn ist, entstand von unten nach oben. Da hat jemand die Familienbande entgrenzt. Da hat jemand die Menschheitsfamilie angesprochen. Da ist jemand für mich ein anderer geworden. Der Bruder, den ich nie hatte. Der Vater, den ich kaum kannte. Der Sohn, der mir mein Vatersein erleuchtet. Der Mensch, der für mich den Raum der Liebe Gottes eröffnet und durchmessen hat. In dem, was ich über sein Tun und Lassen weiß, in seinem Reden und Schweigen, in seinem Leiden und Sterben und Auferstehen. Für mich, und für alle anderen auch. So ist der stellvertretende Sohn Gottes der eingeborene Sohn Gottes Und ich und alle anderen sind Söhne und Töchter Gottes wie er.

Nun ist es in der Familie Gottes ein bisschen wie mit den Geschwistern unserer Herkunftsfamilie, die wir uns ja auch nicht ausgesucht haben, sondern die uns einfach widerfahren sind. Wir streiten uns mit ihnen, wir sorgen uns um sie. Wir lieben sie, und manchmal meinen wir sie zu hassen. Aber wir werden sie nicht los. Bruder, Schwester und Mutter sind sie uns nicht nur, sondern wollen es uns immer wieder werden. Indem der oder die andere so ein Teil von mir wird, dass ohne sie das Woher und Wohin und Wozu meines Lebens keine Antwort finden.

Kinder Gottes zu werden, Geschwister des einziggeborenen Sohnes Gottes, ist durchaus riskant. Weil es zu notwendigen Entscheidungen führt: Ob wir immer nur der Zimmermann, der aus Nazareth, der Bruder von... bleiben wollen, oder ein Gotteskind, Bruder und Schwester von allen, bestimmt durch den einen, unbedingten Liebeswillen Gottes. Gottes Familienbande eben.